Peter Gross

Meine sehr verehrten Damen und Herren,
lieber Michael Schindhelm!

Die Begegnung mit dem Ausländischen speist sich aus den grossen Geschichten der Schulbücher und den kleinen der persönlichen Erlebnisse. Etwa zu der Zeit, als Michael geboren wurde, habe ich nicht weit von hier, in Magdeburg, in der damaligen DDR, das Abzeichen für gute Leistungen in der Landwirtschaft, in Silber, erarbeitet. Zwecks einer Seminararbeit über Identität und Differenz von Nationalsozialismus und Sozialismus, wofür ich vor Ort gehen wollte und mich zu diesem Behufe beim Internationalen Zivildienst meldete. Einander kennenlernen heisst lernen, so Christian Morgenstern, wie fremd man einander ist. Meine Erfahrung war aber irgendwie anders, umgekehrt. Ich habe gelernt, wie nahe man einander ist. Jedenfalls bei Hackepeter und Bier. Wohnhaft über zehn Jahre in der fränkischen Schweiz habe ich dann so gut Hochdeutsch gelernt, dass kürzlich eine schweizerische Sekretärin lobend meinte, dass sie keinen Professor kenne, der so gut Schweizerdeutsch gelernt habe wie ich. So verwischen sich Ausland und Inland.

Nicht oder nicht nur aus diesem Grund hat mich Michael Schindhelm gebeten, ein paar einführende Worte zu dieser Veranstaltung zu sagen. Der Grund liegt wohl in der Tatsache begründet, dass ich, wie er, jener Spezies von Menschen angehöre, die derzeit noch eine Minder-, bald aber wohl eine Mehrheil ausmachen. Allerdings schon mit einem gewichtigen Unterschied. Während er, in seinem neuen Roman ..Roberts Reise" zärtlich beschrieben, in seinem rostigen „Wartburg Tourist" wie in einer, ich zitiere, „winzigen beweglichen Lagune der Einsamkeit" über die westdeutschen Autobahnen, etwas übertrieben ausgedrückt, „glitt", und jene blauen Wegweiser mit Städtenamen sah, die er „25 Jahre lang ausschliesslich in Erzählungen und Atlanten kennengelernt hatte und es ihm vorkam, als „löse in diesem Faradayschen Käfig Kilometer für Kilometer, Nottelefon für Nottelefon, Rotlicht für Rotlicht eine behutsame Hand Schicht für Schicht seiner Haut schmerzlos von ihm ab", haben wir damals, meine Familie und ich, als wir mit unserem Citroën-CX in Bamberg einfuhren, weil ich in der Schweiz keine Arbeit fand, die Schweiz nicht verloren, aber auch nicht lieber gewonnen.

Verloren ... Es ist schon ein bisschen merkwürdig für unsere Ohren, wenn man angesichts des der Weltöffentlichkeit bekannten Desasters dieses Landes von

Verlust redet. Aber ein solcher Unterton ist bei Michael Schindhelm in allem, was er bis hin zu „Roberts Reise" über die Ex-DDR schreibt, der schon mit diesem Begriff der seltsam anziehende Zauber der Altlinken genommen ist, unüberhörbar. Zwar sind die neuen Bundeslander nicht dem Erdboden gleichgemacht worden. Sie sind da - und Weimar, wir geniessen es, erstrahlt in neuem Glanze. Die ehemalige DDR ist auch nicht Rom oder Pompeji, die von der Natur erlöst und unter sechs Metern vulkanischer Asche der Nachwelt bewahrt worden sind, wie Michael Schindhelm zu bedenken gibt. Ihr System ist einfach über Nacht wie ein schwerer Teppich aufgerollt und deponiert worden. Und über das Land gespannt wurden die Glitzerteppiche der Multioptionsgesellschaft. Deshalb hat die Biographie von Michael Schindhelm jene Wendung ins Diskontinuierliche nehmen können, die wir alle bezüglich unser aller Lebensläufe nicht mehr nur gelegentlich beklagen. Theaterchef in Nordhausen und in Gera und Altenburg. Seit 1996 Intendant, oder wie der Schweizer sagt, „Tirekter" des Theaters in Basel. Von dort aus hat er sich auf seine Art zu Wort gemeldet. Als einfallsreicher Publizist. Und nun mit „Roberts Reise" aus dem „wilden Osten in den kalten Westen", wie Sigrid Löffler von der ZEIT geschrieben hat. Mit Theater natürlich. Am in einem Monat stattfindenden 37. Theatertreffen deutschsprachiger Bühnen in Berlin sind - was für ein Erfolg - gleich zwei Basler Produktionen vertreten! Nicht ohne Neid richten sich die Augen der anderen leer ausgegangenen Schweizer Häuser nach Basel. Schweizer-Augen, die vor einem Jahr, als Michael Schindhelm in einem Beitrag, der u.a. auch in der Süddeutschen Zeitung zu lesen war, die Schweiz die „letzte, die gelungenste DDR" nannte, ziemlich feindselig glitzerten. Bei allem Verständnis für Theater, das man in der Schweiz hat, ein leichtes Grollen ging durch die Zuschauerreihen des Nationaltheaters. Aber diese zunächst verwegene These erschliesst sich, wenn man sich dem wieder zuwendet, was Schindhelm ebenso irritierend als Verlust der Heimat bezeichnet. Wenn er an seine verlorene DDR denkt. Verloren hat er nicht nur Systemvertrautheiten. Wie wir Schweizer auch, wenn wir nach Deutschland fahren, die deutschen Zölle mit den ernsten deutschen Zöllnern und ihrer Kontrolle vermissen. Selbst da stellt sich ein merkwürdiges Gefühl der Uferlosigkeit ein. Jedenfalls für uns, die wir ja auch mit Grenzen und Stacheldrähten und Panzersperren aufgewachsen sind. Verloren gegangen ist insbesondere, so Michael Schindhelm, die, wie er es nennt, „Geschlossenheit". Geschlossenheit, Schliessung, Abschliessung; Zauber- und Schreckwörter zugleich, in einer Gesellschaft, die sich vorderhand unabsehbar weitet und verausgabt. Natürlich, so Schindhelm, haben die Menschen in der DDR „mehrheitlich sehr unfreiwillig in einem Käfig gelebt. Aber eine geschlossene Gesellschaft, auch wenn sie freiwillig geschlossen ist, bleibt eine geschlossene Gesellschaft".

Solche Geschlossenheit vermeint der Redner von heute in der Schweiz noch vorzufinden: das niedrigere Tempo, die höhere Temperatur in der Luft und zwischen den Leuten, die Wichtigkeit von Kindern und der Stellenwert der Familie. Auch das ist eine lange Geschichte. Manche Wanderer aus dem Norden, Goethe, Hölderlin, Nietzsche, haben in den Schweizer Alpentälern nicht nur Mythen gesucht, sondern auch gefunden. Und immer noch lassen die Schweizer ihre Mythen wie zur Tarnung ihrer Geschäftstüchtigkeit in die Welt herauslaufen. Legenden sind des Schweizers modernste, über keine High-Technologien erreichbare Armee. Sie sind der Weihrauch, der über der Geschichte schwebt. Nicht Götter in Uniform, keine väterlichen Ikonen. Der Frankfurter Hauptbahnhof stand, wie erinnerlich, vor zwei Jahren ganz im Zeichen des Gastlandes Schweiz. „Vor einer kugelförmigen Uhr aus grauem Kunststoff hatten sich drei Schweizer aufgebaut." Es waren Schweizer, wie man sie sich, so der Autor, wünscht. „Klein, wurzelholzfarben und bärtig. Mit ihren Herrgottschnitzerhänden hielten sie mächtige Alphörner, jedes etwa drei Meter lang. Dann nickten sie sich knapp zu, stülpten ihre kleinen Münder an die Mundstükke der Hörner und begannen hineinzututen. Der tiefe Klang der Hörner wurde durch den schönen Bau der Bahnhofshalle in Frankfurt verstärkt." Das ist natürlich nicht von Friedrich Schiller, auch nicht von Michael Schindhelm. Sondern von Joachim Bessing, einem der ziemlich umstrittenen und auch ziemlich larmoyanten popkulturellen Propheten aus der Executive Lounge des „Adlon" in Berlin. Es ist übrigens einer Bemerkung wert, dass Schillers „Tell", ein, in Verbindung mit dem Apfel, umgekehrter Paradies-Mythos: der Schuss der Erlösung, hier in diesem Haus, inszeniert von Johann Wolfgang Goethe, am 17. März 1804 uraufgeführt wurde.

Schiller war nie in der Schweiz, wenn auch ein Schweizer Kritiker 1805 in der Zeitschrift „Isis" schrieb: „Man würde schwören, Schiller habe seines Lebens grössten Teil in Schwyz oder Uri gelebt, unter dem einfachen, anmaßungslosen und doch kraftvollen Hirtengeschlecht". Aber in einer anderen Besprechung stand auch: „Es hat mich beim Lesen des Wilhelm Tell wirklich manchmal aus der schönen Täuschung unangenehm aufgeweckt, wenn ich bald hie, bald da sagen musste: Aber es ist dem gar nicht also".

Michael Schindhelm lebt also zur Zeit in dieser Schweiz und von diesem Leben ist vieles in sein Romandebüt „Roberts Reise" eingeflossen. Wundervoll präzise entstehen für uns Täler und Berge, Landschaften und Seen. „Zum aalange" (zum Anfassen), wie wir als Kinder sagten. Die Schweiz erscheint als kaum getrübter, kraftvoller Mythos, als Land, in das alle positiven Seiten der ehemaligen, von Michael verlorenen DDR (und die hat es ja wohl auch gegeben!) projiziert werden. Schon Feuerbach und Marx deuten den transzendenten Gott als die Projektion des Besten im Menschen auf ein hypostatisches Jenseits. Die grosse Wende würde ihnen zufolge eintreten, wenn der Mensch seine Projektion in sich zurückholt, selber Gott wird. Ich weiss nicht, ob Michael Gott in sich einbürgert. Eben laufen in der Schweiz grossangelegte Einbürgerungsaktionen und ich bin überzeugt, dass die Schweizer Michael Schindhelm den Deutschen wegnehmen werden, sollte er jemals Emigrationsgedanken äussern. Schön, sich vorzustellen, wie er die Lippen über ein Alphorn stülpt. Und Wurzelholzfarbe annimmt. Aber auch in der Schweiz bröckeln in einer Welt, die sich der planetarischen Politik verschrieben hat, die nationalen, auf Territorien gegründeten Identitäten. Auch die Schweizer werden aus ihren lehmigen und zähklebrigen Herkünften herausgesprengt. In einer hochmobilen, mit der Ortlosigkeit eines „global village" kokettierenden Gesellschaft, die in den Händen von Fluglotsen und internationalen Organisationen zu einem handlichen Spielball geschrumpft erscheint, verändert sich dementsprechend nämlich auch unser Begriff von einheimisch und fremd.

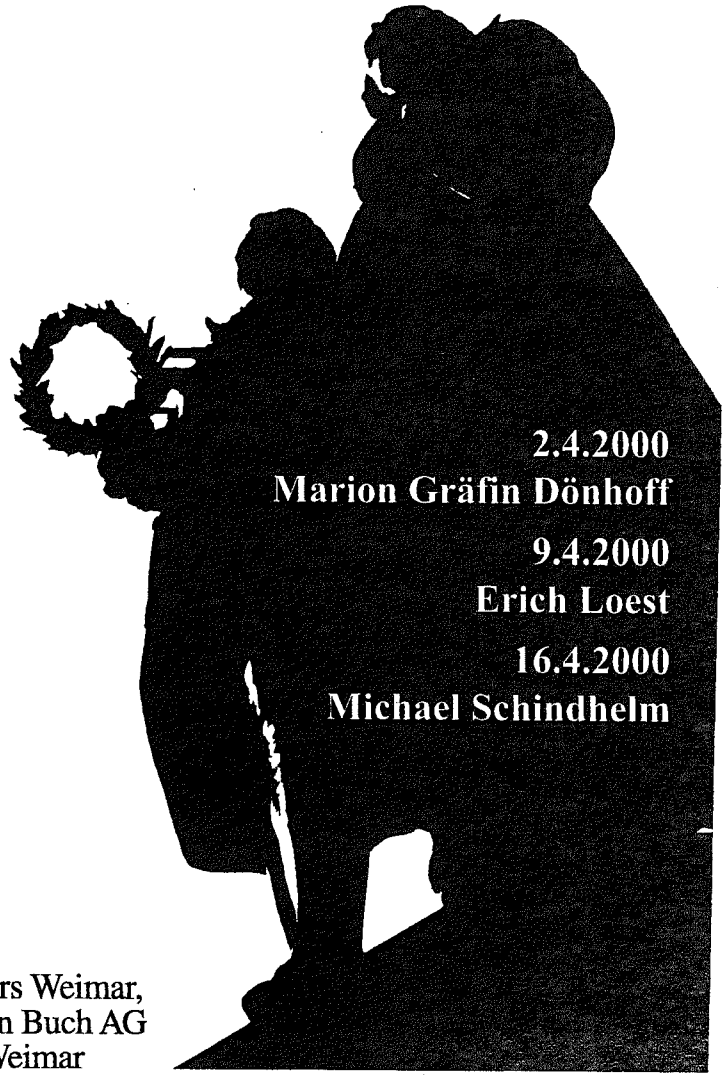
Georg Simmel hat um die Jahrhundertwende im berühmten „Exkurs über den Fremden" diesen vom unsteten Wanderer abgehoben, dessen Kennzeichen es ist, dass er heute kommt und morgen geht. Der Fremde hingegen ist der Wanderer, „der heute kommt und morgen bleibt". Die steigende Mobilität und die Dichte der Weltnachrichten, der Herausfall des Menschen der Moderne aus den sozialen Bezügen führt selbstredend zu einer Modernisierung dieses raumbezogenen Begriffs des Fremden. Der Fremde Simmels als „der Wandernde, der heute kommt und morgen bleibt", wird sukzessive zu einer allgemeinen Lebensform. Das Fremde ist noch nicht Heimat, aber die Heimat Fremde. In radikaler Entgegensetzung zur Vorstellung von Simmel, liesse sich der neue Fremde als jemand supponieren, der weder kommt noch geht, sondern bleibt, ein Weltinvalider, der geblieben ist. Fremd wird eben, wer bleibt, wenn es nichts Bleibendes mehr gibt. Das Zuhause wird zum fremden Land, weil sich alles bewegt und alles verändert. Der Gebliebene findet sich in der Lage eines vom Gletscher zurückgelassenen Findlings. Zu schwer, zu roh, um im Weltenfluss mitzugleiten. Und auch, eine gewisse Achtung lässt sich nicht verhehlen, zu hart, um in der Hitze der Moderne zerrieben zu werden. Wenn sich alles bewegt, ist möglicherweise heimisch, wer sich mitbewegt, oder, um Lewis Caroll zu paraphrasieren, wer schnell genug rennt, um am Ort zu bleiben. Und der Fremde, der Keinheimische wird zum Welteinheimischen. Ubi bene, ibi patria.

Findet sich eine Erklärung der Gehässigkeit und Gewalt gegen Fremde, die von Einheimischen ausgeübt wird, nicht gerade darin, dass diese, immobil, unflexi-

bel, häufig ungelernt, mit den neuen Heimaten, den ortlosen, auf Übereinstimmung der Frequenzen beruhenden Cyberstaaten der Zukunft, durch das Internet programmatisch verkörpert, nicht mithalten können? Sind die Fremden für die auf ihren Orts- und Sprachgemeinschaften beharrenden Einheimischen eine Art Inkarnation von Welteinheimischen, in deren Hinterwelten, Provinzen und Tälern sie, die Einheimischen von einst, zu Ausländern im eigenen Land mutieren? Man erinnert sich an Karl Valentins Bonmot: „Fremd ist der Fremde nur in der Fremde". Findet sich darin eine plausible Erklärung für die sichtbaren, vermutlich angesichts der Weltentwicklung ohnmächtigen politischen Korrekturen in Österreich und der Schweiz? Und sammeln sich unter der Fahne des Protestes eigentlich die neuen Weltfremden, die nie weggekommen sind, die Einheimischen von gestern? Sind die Fremden von morgen also nicht aller Wahrscheinlichkeit nach die Einheimischen von heute, all jene, ausgerechnet, die zu Hause bleiben oder, angesichts der nun allmorgendlich und allabendlich aufgebauten Weltgeschichte mit Weltstars und Weltrekorden und Weltkunst und Weltliteratur buchstäblich versauern? Heimat: bald vielleicht ein Name für Resignation und Verbannung! Zu den Weimarer Reden über Deutschland und Europa traten und treten heimatverbundene Weltfremde und weltverbundene Einheimische an. Und hie und da Welteinheimische. Michael Schindhelm gehört zu diesen.

Weimarer Reden

Über Deutschland und Europa 2000



2.4.2000
Marion Gräfin Dönhoff

9.4.2000
Erich Loest

16.4.2000
Michael Schindhelm

Eine
Veranstaltung
des Deutschen
NationalTheaters Weimar,
der Bertelsmann Buch AG
und der Stadt Weimar

Impressum

Herausgegeben
von der
Stadtkulturdirektion Weimar
Leiter:
Dr. Lutz Vogel

Mit freundlicher
Unterstützung
des Thüringer
Kultusministeriums
und der
Verlagsgruppe Bertelsmann
München

Redaktion:
Angela Egli

Satz und Gestaltung:
Jürgen Postel

Druck:
Gutenberg Druckerei GmbH
Weimar

Weimarer Reden
Über Deutschland und Europa



2. April 2000

Marion Gräfin Dönhoff

Eröffnung
Christine Lieberknecht
Vorrede
Adam Krzemiński